

# Soziale Mobilität? Lebensqualität in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter

*Marc Szydlik*



Prof. Dr.  
Marc Szydlik,  
Universität Zürich

Inwiefern wird die Lebensqualität im Lebenslauf von der sozialen Herkunft bestimmt? Eltern stellen die entscheidenden Weichen für ihre Kinder nicht nur in jungen Jahren. Auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus existieren bedeutende Verbindungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern, die sich z.B. in umfangreichen Generationentransfers ausdrücken – bis hin zu Erbschaften. Die Krux: Private Generationensolidarität stabilisiert und vergrößert soziale Ungleichheit.

## 1. Einleitung

Es ist eines der größten Verdienste der PISA-Studie, nicht nur die Bildungsqualität an sich zu betrachten. Vielmehr legt sie auch Augenmerk auf den Zusammenhang von Bildung und sozialer Herkunft. Bei beidem hat Deutschland nicht gerade gut abgeschnitten. Bei der Bildungsqualität liegen zwar einige Länder noch hinter der Bundesrepublik. Aber beim Bildungserwerb erreicht Deutschland – leider – die Spitzenposition, denn in keinem anderen der untersuchten Länder hängen die Lesekompetenzen so stark von der sozialen Herkunft ab (Deutsches PISA-Konsortium 2001).

Die soziale Position der Eltern wirkt sich überall auf die Chancen ihrer Kinder aus. Eltern aus höheren Sozialschichten gelingt es in allen Ländern ausgesprochen gut, ihren Kindern wiederum bessere soziale Positionen zu verschaffen. Aber in Deutschland ist dies offenbar besonders einfach. Die soziale intergenerationale Mobilität im Bildungsbereich ist in der Bundesrepublik besonders gering. Umgekehrt haben Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern generell relativ kleine Chancen, im Jugendalter über höherwertige Bildungskompetenzen zu verfügen. Auch dies gilt für alle Länder, aber besonders in der Bundesrepublik Deutschland.

Man muss jedoch einschränken, dass die PISA-Studie nur eine Momentaufnahme im Lebenslauf bietet. Es werden lediglich 15jährige betrachtet. Damit

wird einerseits ausgeblendet, wie genau es zu den immensen Herkunftseffekten bei der sozialen (Im)Mobilität kommt: Wie und wann wirkt sich der Elterneinfluss besonders stark aus? Andererseits betrachtet die PISA-Studie lediglich eine von mehreren Dimensionen sozialer Ungleichheit: Es geht ausschließlich um Bildung. Zwar leben wir in der Tat in einer Bildungsgesellschaft, so dass sich Kompetenzen und Bildungszertifikate auch auf andere Bereiche wie z.B. Chancen auf dem Arbeitsmarkt und bei der Partnerwahl auswirken. Dennoch existieren weitere Aspekte sozialer Ungleichheit, die mit der PISA-Studie nicht erkannt werden.

In diesem Beitrag wähle ich somit eine wesentlich breitere Perspektive in Hinblick auf die Folgen der sozialen Position der Eltern für die Chancen ihrer Kinder. Dabei skizziere ich familienbedingte Mechanismen der Fortschreibung und Vergrößerung sozialer Ungleichheit im Sinne von vor- oder nachteiligen, also verschiedenwertigen Lebensbedingungen (Hradil 2000: 590). Grundlage ist eine Lebenslaufperspektive. Der Lebenslauf wird dabei als Abfolge wesentlicher ‚Stationen‘ betrachtet, auf denen für die Lebensqualität der Individuen sowie für soziale Ungleichheit insgesamt maßgebliche Weichenstellungen erfolgen. Diese Weichen lassen sich über den gesamten Lebenslauf nachzeichnen und strukturieren ihn entsprechend. Inwiefern wirkt sich die Familiensolidarität an entscheidenden Stationen des Lebenslaufs auf soziale Ungleichheit aus?

## 2. Lebensqualität in Kindheit und Jugend

Die soziale Position der Eltern beeinflusst von frühester Kindheit an die Lebensqualität ihrer Kinder – und bewirkt soziale Ungleichheit zwischen Kindern aus ärmeren und reicheren Elternhäusern. Zunächst einmal bedingt der finanzielle Hintergrund der Eltern, wo und wie die Familie wohnt. Leben die Kinder in einer kleinen Mietwohnung in einem heruntergekommenen Stadtviertel, oder in einem großen Haus mit Garten in einer besseren Wohngegend? Wie ist die Wohnung und das Kinderzimmer ausgestattet, welche weiteren Ressourcen stehen den Kindern zur Verfügung?

Die unterschiedliche Lebensqualität von Kindern aus ärmeren oder reicheren Familien ist schon bedeutsam genug, sie ist aber auch häufig noch Basis für weitere Ungleichheiten. Ein Beispiel ist die Anerkennung, die Kinder von ihren Freunden erfahren. Die Ressourcen der Eltern wirken hier z.B. über Spielzeug, Sportgeräte, Garten, Haustier, Markenkleidung, Reisen, Taschengeld und das Vorhandensein und die Ausstattung eines eigenen Computers.

Somit stellen die Eltern mit ihrer sozialen Position für ihre kleinen Kinder entscheidende Weichen für den gesamten Lebenslauf – und damit für das Gefüge sozialer Ungleichheit insgesamt. So bedingt die Wohngegend bzw. der Stadtteil, für die sich die Eltern aufgrund ihrer finanziellen Mittel entscheiden konnten, aus welcher Sozialschicht die ersten Freunde ihrer Kinder stammen. Die Freunde mit ihrem spezifischen sozialen Hintergrund beeinflussen wiederum untereinander ihre Einstellungen und Verhaltensweisen, zum Beispiel in Hin-

Stellen die Eltern mit ihrer sozialen Position entscheidende Weichen für den gesamten Lebenslauf?

blick auf den Bildungsehrgeiz und das kulturelle Interesse. Eltern setzen damit, sei es ihnen bewusst oder nicht, indirekt über die Schichtzugehörigkeit der ersten Freunde ihrer Kinder einen Rahmen für allgemein akzeptierte und angestrebte Bildungsstandards, die ihre Kinder erfahren. Es sind aber nicht nur die ersten Freunde, die hier von Relevanz sind. Die Wohngegend bedingt im Allgemeinen auch die Schulwahl, und damit auch die Qualität der Schule sowie den Bildungshintergrund der Mitschüler.

### 3. Bildung

Die Bedeutung des Einflusses der Eltern auf die Bildung ihrer Kinder kann man gar nicht überbewerten. Dies liegt vor allem an der immensen Bedeutung von Bildung für soziale Ungleichheit. Bildung bietet Lebenschancen. Die individuelle Bildung hat immense Folgen für Einkommen, Beruf, Prestige, Karriere, Arbeitsplatzsicherheit, Beschäftigungsbedingungen, Übereinstimmung von Ausbildung und Arbeitsplatz, Vermögen, Rentenhöhe, Partnerwahl, Gesundheit und Lebensdauer. Bildung ist damit eine zentrale Dimension sozialer Stratifikation. Wer über eine höhere Bildung verfügt, gehört bei allen genannten Aspekten zu den Gewinnern. Jedes Jahr Schul- oder Berufsausbildung erhöht das Arbeitseinkommen um etwa sechs Prozent. Höher Gebildete finden leichter einen Arbeitsplatz und werden seltener gekündigt. Akademiker haben eine wesentlich bessere Chance, gemäß ihrer Qualifikation eingesetzt zu werden (Szydlik 1996).

Die wesentlichen Bildungsweichen werden von den Eltern gestellt. Hier wirken Bildungsentscheidungen, aber auch der allgemeine Bildungshintergrund, den Kinder zu Hause erfahren. Gerade in den ersten Lebensjahren werden wichtige Grundlagen für den späteren Erfolg in Schule und Beruf gelegt. Neben den Ressourcen der Eltern spielen ihre Bildungsasspirationen eine wesentliche Rolle (z.B. Meulemann 1990). Wer Eltern hat, die großen Wert auf Bildung legen und ihre Kinder von früh auf intensiv fördern, ist das ganze Leben lang im Vorteil. Wer in eine bildungsferne Familie mit geringem Bildungsehrgeiz hineingeboren wird, ist lebenslang benachteiligt.

Wer in eine bildungsferne Familie hineingeboren wird, ist lebenslang benachteiligt.

Hier liegen auch die Stärken der PISA-Studie. Sie zeigt, dass dieser Generationenzusammenhang in Deutschland besonders stark ausgeprägt ist. In den anderen betrachteten Ländern hängen die individuellen Bildungschancen weniger stark von der sozialen Herkunft ab, dort fallen die Unterschiede zwischen dem unteren und oberen Viertel der Sozialstruktur geringer aus. Belgien, Schweiz, Luxemburg, Vereinigtes Königreich, Ungarn, Tschechische Republik, Vereinigte Staaten, Portugal, Polen, Australien, Liechtenstein, Neuseeland, Frankreich, Mexiko, Dänemark, Irland, Niederlande, Griechenland, Russische Föderation, Schweden, Norwegen, Österreich, Italien, Kanada, Brasilien, Spanien, Lettland, Finnland, Island, Korea und Japan: in all diesen Ländern ergeben sich geringere Sozialstrukturdifferenzen in Hinblick auf die Lesekompetenz. Bei den Mathematikkenntnissen wird Deutschland lediglich noch von den USA, Belgien und Ungarn übertroffen, in den Naturwissenschaften nur noch vom Vereinigten Kö-

nigreich, der Schweiz und wiederum Belgien und Ungarn (Deutsches PISA-Konsortium 2001).

Eltern aus höheren Sozialschichten gelingt es dabei in Deutschland besonders gut, ihre Kinder auf die besseren Schulen zu schicken (für einen internationalen Vergleich siehe z.B. auch Blossfeld/Shavit 1993). Ein Faktor ist das deutsche dreigliedrige Schulsystem mit der frühen Aufteilung der Kinder in die drei Bildungsgänge und einer relativ großen Undurchlässigkeit nach oben – wenn zwischen den Bildungsgängen gewechselt wird, dann handelt es sich zumeist um einen Abstieg. Bei dieser Weichenstellung spielen die Aspirationen der Eltern eine bedeutende Rolle. Das Bildungssystem schreibt dabei die (früh)kindlichen Ungleichheiten nicht nur fort, sondern vergrößert sie sogar. Gleichzeitig bleibt in Deutschland besonders wenig Zeit, Bildungsdefizite schwächerer Schüler aus niedrigeren Sozialschichten innerhalb des Schulsystems nachdrücklich anzugehen (Deutsches PISA-Konsortium 2001: 374). Mangelware sind aber auch überzeugende Angebote für den vorschulischen Bildungserwerb für Kinder aus bildungsfernen Elternhäusern.

#### 4. Beruf

Um den Einfluss der Eltern auf den Berufserfolg ihrer Kinder einzuschätzen, ist es zunächst notwendig, sich näher mit dem Zusammenhang von Bildung und Beruf zu beschäftigen. Wenn sich die Anstrengungen und Erfolge der Eltern bei der (Aus-) Bildung ihrer Kinder nicht in entsprechenden Berufen niederschlagen würden, dürfte sich auch die Verbindung zwischen Familienleistungen und Berufserfolg in Grenzen halten. Immerhin belegen empirische Studien eine nennenswerte Diskrepanz zwischen erworbenen und erforderlichen Qualifikationen. In den meisten dieser Fälle haben die Arbeitnehmer mehr Bildung erworben, als sie für ihre berufliche Tätigkeit benötigen. Dies gilt noch mehr für Personen mit einer Berufsausbildung als für Akademiker (Szydlik 1996: 304). Einerseits lässt sich jedoch für die allermeisten Arbeitnehmer durchaus eine enge Bindung zwischen Bildung und Beruf nachweisen. Damit wirkt sich der große Einfluss der Eltern auf die Bildung ihrer Kinder weiterhin auf deren Berufsaussichten aus. Andererseits verringert eine höhere Bildung die Gefahr einer Überqualifikation. Mit der höheren Bildung schützen die Eltern ihre Kinder somit auch vor entsprechenden Einkommensabschlägen, geringerem Prestige, geringerer Beschäftigungssicherheit und schlechteren Arbeitsbedingungen.

Eltern beeinflussen den Berufserfolg ihrer Kinder jedoch nicht nur indirekt über ihre Bildung. Es existieren auch direkte Effekte. Wer über hilfreiche Informationen, Kontakte bzw. Beziehungen („Vitamin B“) verfügt, kann diese für seine Kinder nutzen. Die gewünschte Lehrstelle findet sich leichter, wenn die Eltern gute Kontakte zum Firmeninhaber haben, ganz zu schweigen von den Kindern, die ohnehin in einen Familienbetrieb hineinwachsen (vgl. Nordeck 2003). Mitarbeiter- und Kundenkinder („MiKis“ und „KuKis“) sind oftmals im Vorteil, wenn es z.B. um Praktika geht. Ressourcen der Eltern kommen damit unmittelbar ihren Kindern zugute. Ressourcenschwächere Eltern können ihren Kindern dagegen weniger bieten.

Nicht zu unterschätzen ist zudem die Selbstverständlichkeit, bestimmte Berufsvorstellungen zu entwickeln. Wer aus einem Akademikermilieu stammt, erachtet eine Lehre zum Bauschlosser durchaus als ungewöhnlich. die Selbstverständlichkeit, bestimmte Berufsvorstellungen zu entwickeln  
 Auslandsaufenthalte erscheinen hingegen für Jugendliche, deren Eltern, andere Verwandte und deren Freunde häufig im Ausland waren und entsprechende Kontakte aufgebaut haben, eher als Selbstverständlichkeit. Und selbst wenn es Kindern niedriger Sozialschichten doch gelingt, solche Aufenthalte einzulegen, macht es einen Unterschied, ob dies in frühen Jahren oder doch erst später erfolgt – und welchen Tätigkeiten man im Ausland nachgeht. Auch hier spielen neben Aspirationen, Informationen und Kontakten ganz profan die finanziellen Mittel der Eltern eine entscheidende Rolle (für empirische Befunde zur intergenerationalen Mobilität vgl. z.B. auch Müller 1986; Mayer/Solga 1994; Henz 1996; Müller/Pollak 2003).

Soziale Mobilität im Lebenslauf?

Lebenslauf	Leistung der Eltern	Folgen für Kinder	Folgen für Ungleichheit
Kindheit und Jugend	<b>Geld, Zeit, Raum:</b> Haus, Garten, Zimmer, Ort, Wohngegend, Bücher, Vorlesen, Sprache, Erziehung, Bildung	<b>Lebensqualität.</b> Soziale <b>Anerkennung</b> (z.B. durch Spielzeug, Markenkleidung, Reisen). Freundschaften (über Wohngegend)	<b>Ungleichheit der Lebensqualität</b> von Kindern und Jugendlichen. <b>Grundlagen für lebenslange Ungleichheit</b>
	<b>Aspiration, Zeit, Geld:</b> Hausarbeitenbetreuung und -kontrolle, Computer, Schulmittel, Nachhilfe, usw.	<b>Schulwahl und -erfolg:</b> Hauptschule, Realschule, Gymnasium	<b>Bildungsungleichheit → Folgen für lebenslange Ungleichheit:</b> Einkommen, Prestige, Arbeitslosigkeit, Partner, Gesundheit, usw.
	<b>Aspiration, Information, Kontakte, Geld:</b> Praktikum, Ausland, Lehrstelle	<b>Berufswahl und -erfolg</b>	<b>Ungleichheit in Ausbildung und Beruf</b>
Erwachsenenalter	<b>Geschenke und Zahlungen:</b> Geld- und Sachgeschenke, regelmäßige Zahlungen, Bürgschaften. <b>Zeit:</b> Enkelbetreuung	<b>Lebensqualität</b> im Erwachsenenalter. <b>Investitionen</b> in Bildung und Beruf (z.B. Ausland, Studium). <b>Vermögensaufbau</b>	<b>Ungleichheit der Lebensqualität</b> von Erwachsenen
	<b>Schenkungen, Vermögensübertragungen</b>	<b>Lebensqualität und Vermögen</b>	<b>Vergrößerung bereits existierender Ungleichheit</b>
	<b>Vererbungen</b>	<b>Lebensqualität und Vermögen:</b> Wohnung, Kultur, Reisen, Sicherheit, Unabhängigkeit, Einfluss	<b>Deutliche Vergrößerung bereits existierender Ungleichheit</b>

## 5. Zahlungen und Geschenke unter Erwachsenen

Eltern und erwachsene Kinder sind lebenslang miteinander verbunden. Dies zeigt sich an häufigen Kontakten (bei generell geringer räumlicher Entfernung zwischen den Eltern- und Kinderhaushalten), an der engen emotionalen Verbundenheit, an seltenen Konflikten und nicht zuletzt an umfangreichen Hilfeleistungen und finanziellen Transfers (Szydlík 2000). Dabei ergibt sich ein klarer Zusammenhang zwischen Familiensolidarität und sozialer Ungleichheit. Besonders relevant sind hierbei private Generationentransfers. Diese bestehen aus a) alltäglichen bzw. gelegentlichen Zahlungen und Geschenken, b) Schenkungen und c) Vererbungen.

Alltägliche oder gelegentliche Zahlungen und Geschenke sind eine wichtige Form der Generationensolidarität und können für die Empfänger hochwillkommene Hilfen darstellen. Sie schaffen und festigen zudem dauerhaft Bindungen zwischen den Familienmitgliedern. Die impliziten und expliziten Gegenleistungen für solche Transfers sind vielfältig. Dazu gehören persönliche Hilfeleistungen, Aufmerksamkeit, Zuwendung und allgemein die Festigung der sozialen Position der Geber in der Familie (vgl. Blau 1964: 88ff., Simmel 1908: 444). Man kann hier sogar von einem mehr oder weniger impliziten privaten Generationenvertrag sprechen. Private Transfers können dabei im Sinne einer Reziprozitätsnorm zu einer Stabilisierung von Familienbeziehungen einschließlich der Versicherung zukünftiger Hilfen bei Bedarf beitragen.

Sicherlich werden Transfers auch aus reinem Altruismus oder aus Zuneigung geleistet. Aber häufig vermischen sich diese Motivlagen mit Eigeninteresse (vgl. Künemund/Motel 2000). Immerhin stimmen siebzig Prozent der 40- bis 85jährigen Deutschen der folgenden Aussage zu: "Wenn ich meinen Angehörigen helfe, kann ich von ihnen auch selbst Hilfe erwarten" (Szydlík 2000: 93). In manchen Fällen können solche Transfers sogar als eine Art ‚Bestechung‘ empfunden werden, um mehr Zuwendung zu erhalten (vgl. Kotlikoff/Morris 1989). Bei ‚Demonstrationstransfers‘ erwartet der Geber durch seine offen gelegte Unterstützung für die eine Person eine Gegenleistung von einer anderen Person – zum Beispiel auf Grund einer generationenübergreifenden Reziprozitätsnorm (vgl. Cox/Stark 1994).

Zahlungen und Geschenke zwischen erwachsenen Familiengenerationen wirken sich auf soziale Ungleichheit aus. Empirische Befunde belegen (Szydlík 2000): Monetäre Transfers von Eltern an ihre erwachsenen Kinder außerhalb des Haushalts sind häufig und umfangreich. Allerdings sind diese Leistungen ungleich verteilt. Deutliche Unterschiede existieren vor allem zwischen den Bildungsschichten. Hauptschulabsolventen erhalten wesentlich seltener private Generationentransfers als Realschulabgänger, und beide bekommen deutlich weniger als Akademiker. Zwar zeigen die Analysen, dass der Bedarf der erwachsenen Kinder die Transferwahrscheinlichkeit erhöht: Wer mehr braucht, bekommt mehr. In der Kindergeneration kann Ungleichheit durch Generationentransfers (kurzfristig) durchaus verringert werden. Allerdings ist noch nicht ausreichend erforscht, inwiefern aktuelle Generationentransfers an Kinder mit höherem Bedarf langfristig ungleichheitsverschärfend wirken, wenn z.B. Geldzahlungen von

Eltern an Studierende deren Karrierechancen erhöhen. Zudem ist der wichtigste Indikator für Geldzahlungen und Geschenke von Eltern an ihre erwachsenen Kinder der finanzielle Hintergrund der Eltern: Wer mehr hat, gibt mehr.

## 6. Schenkungen

Schenkungen, also Vermögensübertragungen zu Lebzeiten der Eltern, werden im Vergleich mit aktuellen Transfers und Erbschaften deutlich seltener geleistet. Dies widerspricht durchaus dem Interesse der erwachsenen Kinder, das Vermögen ihrer Eltern möglichst früh zu erhalten. Der höhere Lebensstandard könnte dann nämlich besonders lange genossen werden, und die Besitzübertragung erfolgte nicht erst zu einem Zeitpunkt, zu dem man bereits selbst ein eigenes Vermögen aufgebaut hat. In manchen Fällen können auch Steuervorteile für vorgezogene Vererbungen sprechen. Dies kommt allerdings nur bei sehr hohen Vermögen in Betracht. Kleinere und mittlere Nachlässe werden aufgrund der hohen Freibeträge und niedrigen Erbschaftssteuern in Deutschland gar nicht bzw. nur kaum geschmälert.

Dem Interesse der Kinder steht allerdings das der Eltern gegenüber. Denn diese haben gute Gründe, ihren Besitz nicht zu früh aus der Hand zu geben. Immerhin würden sie mit dem Vermögen ihre ökonomische Selbstständigkeit aufgeben. Außerdem verliert man mit der Schenkung die Kontrolle darüber, was mit dem Besitz geschieht. Zudem ist ungewiss, ob die Kinder weiterhin den Kontakt pflegen und für Hilfeleistungen zur Verfügung stehen, wenn sie bereits alles erhalten haben („King-Lear-Syndrom“).

Obwohl Eltern ihren erwachsenen Kindern zeitlebens Transfers zukommen lassen, z.B. in Form von Geld- oder Sachgeschenken, gehen sie dann im Allgemeinen doch nicht so weit, ihren Besitz bereits zu Lebzeiten zu übertragen. Der Erbenspruch „Mit warmer Hand gibts sich besser als mit kalter“ wird wesentlich seltener befolgt als die Maxime „Du sollst das letzte Hemd nicht hergeben, das dich selbst noch wärmt“.

Wenn dann aber doch Schenkungen erfolgen, vergrößern sie die bereits existierende Ungleichheit. Westdeutsche erwachsene Kinder sind häufiger Nutznießer als Ostdeutsche. Zudem belegen die empirischen Befunde, dass Akademikern im Vergleich mit Real- und Hauptschulabsolventen wesentlich häufiger Schenkungen zuteil werden. Untersuchungen auf Basis des deutschen Alters-Survey zeigen, dass jeder vierte Akademiker große Geldbeträge oder Sachwerte erhält. Bei den Realschulabsolventen ist es jedoch nur jeder sechste, und bei den Hauptschulabgängern, also der zahlenmäßig größten Bildungsschicht, lediglich jeder zehnte (Szydlik 2000: 152).

## 7. Vererbungen

Auch Vererbungen sind Ausdruck der Generationensolidarität in der Familie. Dabei ereignen sich spannende Familienprozesse, und zwar vor, während und nach der Erbschaft. So kann man auf Basis der Reziprozitätsnorm Unterstützung von Familienmitgliedern erfahren, wenn man über Vermögen verfügt. Zwar legen die gegenwärtigen Erbgesetze in Deutschland den potenziellen Erblässern Einschränkungen auf, so dass Enterbungen der nächsten Verwandten so gut wie unmöglich sind. Zuweilen wird die Festlegung solcher Pflichtteile damit als Schwächung der Familie durch staatliche Eingriffe bewertet (vgl. Nave-Herz 1998). Allerdings besteht der so genannte Pflichtteil nur aus der Hälfte des Vermögens, das ohne ein Testament anfallen würde. Zudem könnte der potentielle Erblasser einen großen Teil seines Vermögens auch selbst zu Lebzeiten ausgeben bzw. verteilen. Reiche Großeltern und Eltern können somit eher Hilfeleistungen ihrer Nachkommen anregen, die nach dem Ableben vergolten werden. Gleichzeitig können vermögende Verwandte eher ihre (Macht)Stellung in der Familie erhalten und möglichen Widerspruch abwehren.

Vererbungen wirken aber nicht nur im Vorfeld durch die mehr oder weniger offenen gelegte Ankündigung der Vererbung von Vermögen bzw. die Drohung ihrer Verweigerung. Nachlässe verbinden verstorbene und lebende Familienmitglieder. Dabei darf man nicht den Symbolcharakter der Erbschaft unterschätzen, denn immerhin handelt es sich um die letzte Willensbekundung des Erblassers. Besonders deutlich wird dies, wenn bestimmte Personen ausdrücklich per Testament bevorzugt oder benachteiligt werden. Das Band zwischen Verstorbenen und Lebenden wird bei Vererbungen zudem über eine Stärkung des Familiengedächtnisses geknüpft (Halbwachs 1966). Wie bei Transfers zu Lebzeiten sind auch bei Vererbungen reine Geldübertragungen hierzu weniger geeignet. Erinnerungsfördernd sind eher Sachen. Diese reichen von Gegenständen mit geringem materiellen Wert wie Fotos, Briefe, Tagebücher, Heiratsurkunden und die Familienbibel bis hin zu Nachlässen, die sowohl materiellen als auch Erinnerungswert haben (z.B. der Familienschmuck, antike Möbel, das Haus der Eltern bzw. Großeltern oder auch der Familienbetrieb; vgl. Bertaux/Bertaux-Wiame 1991, Segalen 1993).

Empirische Studien zeigen: Die immensen Vermögensübertragungen in Deutschland im Zuge der so genannten ‚Erbschaftswelle‘ führen zu einer deutlichen Vergrößerung der bereits existierenden sozialen Ungleichheit. Im Laufe

Einer Generation von Erblässern steht eine Generation von Erben gegenüber.

des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Deutschland ein immenses Vermögen angehäuft, das weder durch Kriegshandlungen noch durch Inflation entwertet wurde. Einer Generation von Erblässern steht damit eine Generation

von Erben gegenüber.

Allerdings gilt dies in erster Linie für Westdeutsche, die erheblich häufiger und deutlich mehr erben. Für Ostdeutsche werfen die Bedingungen in der Deutschen Demokratischen Republik weiterhin lange Schatten. Die heutige Bundesrepublik Deutschland liefert somit soziologisch spannende Erkenntnisse über die langfristigen Folgen politischer und ökonomischer Regimes für den Zusammenhang von sozialer Ungleichheit und Generationensolidarität.



Die allermeisten Nachlässe gehen nämlich auf die (Schwieger)Eltern zurück. Wer von seinen Eltern seit früher Kindheit besonders große Unterstützungen erfahren hat, erhält von ihnen auch nach deren Tod besonders hohe Summen. Dieser Effekt wird zudem verstärkt, weil schichthöhere Kinder in der Regel wiederum schichthöhere Kinder heiraten, so dass diese nicht nur von den Eltern, sondern auch von den Schwiegereltern mehr erben. Fast jeder dritte Akademiker erbt mindestens 50.000 Euro, wobei hierunter auch erheblich höhere Erbschaften fallen. Eine solche Summe erhält lediglich jeder fünfte Realschul- und jeder achte Hauptschulabsolvent. Weitere Studien legen darüber hinaus nahe, dass zukünftige Erbschaften diese sozialen Differenzen noch weiter vergrößern werden (Szydlik 2000).

## 8. Fazit

Die PISA-Studie hat eine öffentliche Debatte über die herkunftsbedingte Bildungsungleichheit angestoßen. Zwar konnten bereits frühere soziologische Studien nachweisen, dass überall, aber vor allem in Deutschland, die sozialen Chancen der Kinder ausgesprochen stark von der sozialen Position ihrer Eltern abhängen (z.B. Müller 1986). Aber die PISA-Studie hat diesen Sachverhalt stärker ins allgemeine Bewusstsein gebracht. Bei aller Wertschätzung für die Studie sollte man aber auch nicht vergessen, dass sie nur ein Mosaikstein eines Gesamtbildes sein kann. Desiderata sind beispielsweise genauere Studien zu Jugendlichen mit geringen Kompetenzen, weitere multivariate Analysen zu Effekten verschiedener Einflussfaktoren, eine stärkere Nutzung der Informationen zum Sozialverhalten der Jugendlichen sowie insbesondere Längsschnittstudien, um tatsächlich Ursachenforschung in Hinblick auf die Kompetenzunterschiede betreiben zu können.

Mittlerweile wurden durch diese Desiderata neue Studien angeregt. Dies betrifft insbesondere den Bildungserwerb in der (frühen) Kindheit einschließlich der frühen Eltern-Kind-Beziehungen. Vergleichsweise wenig wird jedoch bislang die Zeit nach dem 15. Lebensjahr beachtet. Die Ressourcen der Eltern wirken sich aber nicht nur auf die soziale Ungleichheit bis hin zum Jugendalter aus. Zwar ist es dann weniger der unmittelbare Bildungserwerb, der durch die Generationensolidarität in der Familie schichtspezifisch geprägt wird. Es existieren jedoch wesentliche weitere Aspekte sozialer Ungleichheit, die in mittleren und sogar späten Lebensphasen durch Generationenbeziehungen stabilisiert oder gar verschärft werden.

Die Leistungen von Eltern an ihre (erwachsenen) Kinder sind vielfältig – und lebenslang. Dazu zählen emotionale Unterstützungen (z.B. bei Problemen in Beruf, Partnerschaft oder bei der Kindererziehung), persönliche Hilfen (z.B. Einkauf, Reparaturen, Enkelbetreuung, Pflege) oder auch die Vermittlung von Kontakten (z.B. bei Praktika, Kunden, Aufträgen und Arbeitsplätzen).

Besonders wichtig sind darüber hinaus finanzielle Transfers. Gerade die monetären Leistungen sind längst nicht auf die Zeit beschränkt, in der Eltern und minderjährige Kinder zusammen im selben Haushalt leben. Vielmehr fließen

auch danach große Finanzströme, die dem Vorurteil widersprechen, dass die Älteren in der Familie vor allem Nutznießer einer gelebten Generationensolidarität seien. Diese finanziellen Transfers von den älteren an die jüngeren Familienmitglieder bestehen aus alltäglichen oder gelegentlichen Zahlungen und Geschenken, aus Vermögensübertragungen zu Lebzeiten (Schenkungen) sowie aus Vererbungen.

Dabei werden erhebliche Summen von einer Generation an die nächste weitergereicht. Allerdings sind diese längst nicht gleichmäßig auf die verschiedenen Bevölkerungsgruppen verteilt. Das Gegenteil ist richtig: Wer hat, dem wird gegeben. Frühe Benachteiligungen in Kindheit und Jugend werden durch spätere Transfers nicht ausgeglichen, sondern vielmehr sogar verstärkt.

Die Hauptursache hierfür sind die Ressourcen der Eltern. Kinder aus bildungsnahen und begüterten Elternhäusern verfügen gemeinhin nicht nur über eine größere Lebensqualität in Kindheit und Jugend, sondern auch im mittleren und höheren Alter. Die Generationensolidarität ist ausgesprochen stark – und lebenslang. Soziale Ungleichheit in der Elterngeneration überträgt sich somit in soziale Ungleichheit in der Kindergeneration, und zwar weit über das Alter hinaus, das die PISA-Studie in den Blick genommen hat.

## Literatur

- Bertaux, D./Bertaux-Wiame, I. 1991: „Was du ererbt von deinen Vätern ...“ – Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen. In: BIOS – Zeitschrift für Biografieforschung und Oral History, 4, 1: 13-40.
- Bertram, H. 2000: Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie. In: Kohli, M./Szydlik, M. (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 97-121.
- Blau, P.M. 1964: Exchange and Power in Social Life. New York u.a.: Wiley.
- Blossfeld, H.-P./Shavit, Y. 1993: Persisting Barriers – Changes in Educational Opportunities in Thirteen Countries. In: Shavit, Y./Blossfeld, H.-P. (Hrsg.): Persistent Inequality – Changing Educational Attainment in Thirteen Countries. Boulder, Co., 1-23.
- Cox, D./Stark, O. 1994: Intergenerational Transfers and the Demonstration Effect. NIA Workshop on Cross-National Issues in Aging. Syracuse, NY.
- Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.) 2001: PISA 2000 – Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Opladen.
- Halbwachs, M. 1966: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin/Neuwied.
- Henz, U. 1996: Intergenerationale Mobilität – Methodische und empirische Untersuchungen. Berlin: Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.
- Hradil, S. 2000: Soziale Ungleichheit. In: Reinhold, G./Lamnek, S./Recker, H. (Hrsg.): Soziologie-Lexikon. München, Wien, 589-593.
- Kotlikoff, L.J./Morris, J.N. 1989: How Much Care Do the Aged Receive From Their Children? A Bimodal Picture of Contact and Assistance. In: Wise, D.A. (Hrsg.): The Economics of Aging. Chicago, London, 151-175.
- Künemund, H./Motel, A. 2000: Verbreitung, Motivation und Entwicklungsperspektiven privater intergenerationeller Hilfeleistungen und Transfers. In: Kohli, M./Szydlik, M. (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, 122-137.
- Mayer, K.U./Solga, H. 1994: Mobilität und Legitimität – Zum Vergleich der Chancenstrukturen in der alten DDR und der alten BRD oder: Haben Mobilitätschancen zu Stabilität und Zusammenbruch der DDR beigetragen? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46, 2: 193-208.

- Meulemann, H. 1990: Schullaufbahnen, Ausbildungskarrieren und die Folgen im Lebensverlauf – Der Beitrag der Lebenslauforschung zur Bildungssoziologie. In: Mayer, K.U. (Hrsg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel, Sonderband 31 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 89-117.
- Müller, W. 1986: Soziale Mobilität: Die Bundesrepublik im internationalen Vergleich. In: Kaase, M. (Hrsg.): Politische Wissenschaft und politische Ordnung. Opladen, 339-354.
- Müller, W./Pollak, R. 2003: Social Mobility in West Germany – The Long Arms of History Discovered? In: Breen, R. (Hrsg.): Social Mobility in Europe, 1970-1995: Divergence or Convergence? Oxford, 77-113.
- Nave-Herz, R. 1998: Die These über den „Zerfall der Familie“. In: Friedrichs, J./Lepsius, M.R./Mayer, K.U. (Hrsg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie, Sonderband 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 286-315.
- Nordeck, W. v. 2003: Betriebsgeheimnis. In: Rössler, P./Szydlik, M. (Hrsg.): fotoGEN – Generationenfotografien. Stuttgart, 52-55.
- Segalen, M. 1993: Die Tradierung des Familiengedächtnisses in den heutigen französischen Mittelschichten. In: Lüscher, K./Schultheis, F. (Hrsg.): Generationenbeziehungen in ‚postmodernen‘ Gesellschaften – Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft. Konstanz, 157-169.
- Simmel, G. 1908 (4. Auflage 1958): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin.
- Szydlik, M. 1996: Zur Übereinstimmung von Ausbildung und Arbeitsplatzanforderungen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 29, 2: 295-306.
- Szydlik, M. 2000: Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern. Opladen bzw. [www.suz.unizh.ch/szydlik](http://www.suz.unizh.ch/szydlik)
- Szydlik, M. 2006: Familie und Sozialstruktur. Erscheint in: Ecarius, J./Merten, R. (Hrsg.): Familie – Ein erziehungswissenschaftliches Handbuch. Wiesbaden [Vorherige Fassung: P.AGES 1 – Diskussions-Papier der Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES) der Universität Zürich, [www.suz.unizh.ch/ages](http://www.suz.unizh.ch/ages)].